

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Hans Conrad Zander

**WARUM
ICH UN-
STERBLICH
BIN**

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Dieses Werk wurde in schweizerischer Rechtschreibung verfasst.

1. Auflage

Copyright © 2013 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Coverbild: Heinrich Klauke, Karl Rahner Akademie Köln

eISBN 978-3-641-09332-7

www.gtvh.de

INHALTSVERZEICHNIS

1. Kapitel	
Unsterblichkeit ist nichts für Feiglinge	7
2. Kapitel	
Im Himmel ist die Hölle los	45
3. Kapitel	
Die modernisierte Ewigkeit	89
4. Kapitel	
O Trugbild der Unsterblichkeit!	123
5. Kapitel	
Sind Katholiken unsterblicher?	165
6. Kapitel	
Lob der göttlichen Phantasie	205
7. Kapitel	
Warum ich unsterblich bin	231

1. Kapitel Unsterblichkeit ist nichts für Feiglinge

Sein oder Nichtsein, das ist nicht die Frage. Es ist ja auch gar nicht die Frage, die Shakespeare bewegt hat. Wohl beginnt der dramatischste aller Monologe Hamlets mit eben diesen Worten: »to be or not to be«. Aber ist es ein Zufall, dass dieser etwas volltönende Spruch so oft, so leicht und so banal im Zitat verfremdet wird? Aus dem Zusammenhang gerissen erinnert er allzu sehr an den logischen Winkelzug, mit dem einst Epikur den Griechen die Angst vor dem »schauerlichsten Übel« ausreden wollte:

»Das schauerlichste Übel, der Tod, geht uns nichts an. Denn solange wir da sind, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, sind wir nicht mehr da.«

Wenn das ein Trost ist, dann hat uns Epikur einen dünnen, zerebralen Trost beschert. Shakespeare dagegen ist von ungleich kräftigerem Kaliber. Nein, den Tod fürchtet Hamlet nicht. Für ihn ist er keineswegs »das schauerlichste Übel«. Im Gegenteil: den Tod erwartet seine Seele mit dem Vorgefühl der Erleichterung. Endet doch der Tod »das Weh des Herzens und die tausend Schläge, die des Lebens Erbteil sind«.

Warum also die »calamity of so long a life« ertragen? Warum nicht gern und freiwillig sterben? Warum nicht gar dem Tod selber nachhelfen?

*»Denn wer ertrüg' die Geissel und den Spott der Zeit,
Den Übergriff der Mächtigen, den Hohn der Stolzen,
Verschmähter Liebe Schmerz, verlornes Recht,
Die Arroganz der Ämter und den Fusstritt
Des Gemeinen für den wortlosen Verdienst.«*

Wer wollte das Leben durch alle Jahre ertragen, wo es doch, fragt Hamlet, »nur einer blanken Nadel« bedürfte, um hinüberzugehen in die Erlösung durch das blanke Nichts? Was ist es, das ihn selbst davor zurückhält, seinem Leben ein Ende zu setzen?

Nicht das Grausen vor dem Tod ist das, sondern jene viel tiefere Angst, die dir und mir und allen Menschen unergründlich in der Seele steckt: »It is the dread of something after death ...«

*»Es ist die Angst vor etwas nach dem Tod,
Vor jenem unentdeckten Land, aus dem
Kein Wanderer wiederkehrt ...«*

»Wanderer«, sagt Schlegel in seiner allzu romantischen Übersetzung. Wandern ist die schönste Sache der Welt. Aber Shakespeare hat nicht an »the wanderlust« gedacht. Nicht »wanderer«, nein, »traveller« heisst sein Wort. Das kommt von »travail«, von »Arbeit«, »Müh-

sal«, »Strapaze«. Mühselig und vor allen Dingen gefährlich war das Reisen zu Shakespeares Zeit. Wieviel mühseliger und gefährlicher noch musste die Reise sein in jenes »undiscover'd country« nach dem Tod, vor dem es Hamlet schaudert.

Wenig wissen wir über Shakespeares Leben und Person. Katholik sei Shakespeare gewesen, lautet eine neuere Erklärung, deshalb habe er sich lebenslang vor der Kirche von England im Untergrund ducken müssen. Kann das stimmen? Auf den ersten Blick wirkt nichts katholisch, gar nichts auch nur irgendwie christlich an Hamlets Angst vor der Unsterblichkeit. Christlich wäre doch das dreifache Alleluja zur Feier der Auferstehung in der Osternacht. Oder nicht?

Leider brach er um Jahrhunderte – um byzantinische Jahrhunderte – verspätet aus, der österliche Alleluja-Jubel. Jene ersten Christen, die wahrhaft Zeugen der Auferstehung Jesu waren, sind so wenig wie Shakespeare in ein Alleluja ausgebrochen. Hier die früheste und weitest- aus zuverlässigste Schilderung, mit der das Evangelium nach Markus schliesst: Als Maria Magdalena, Salome und Maria, die Mutter des Jakobus, zum Grab kamen, um den Gekreuzigten zu salben, als sie es leer fanden und ein Engel ihnen verkündete, Jesus sei von den Toten auferstanden, da, so Markus wörtlich, brachen die drei Frauen nicht in Alleluja-Rufe aus, ganz im Gegenteil:

»Weg gingen sie vom Grab und flohen. Denn Schrecken und Entsetzen hatte sie gepackt. Und sie sagten

*niemand etwas davon. Denn sie hatten Angst«
(Markus 16, 8).*

Angst vor »something after death«. Das ist nicht nur eine elisabethanische Theater-Phantasie. Es ist auch das Evangelium nach Markus. Es ist deine und meine ursprüngliche Empfindung bei der Berührung mit den Dingen nach dem Tod.

Vor mir ist mein bester Freund gestorben. Zu Grabe habe ich ihn getragen in tiefer Trauer. Wie aber, wenn er auferweckt würde? Wenn sein Grab plötzlich leer stünde? Wenn er mir selber wie Jesus seinen Jüngern jäh erscheinen würde? Es ginge mir wie den drei Frauen zu Ostern in Jerusalem. Es ginge mir wie Hamlet bei der Begegnung mit all den auferstandenen Gespenstern auf Schloss Helsingør. Ich hätte panische Angst.

Dies ist, so meint der amerikanische Religionshistoriker Alan Segal, keine neuere englische Literatur, sondern die älteste Angst der Menschheit. Eine so archaische Angst, dass sie, so vermutet Segal weiter, schon dem Neandertaler in den verblichenen Knochen gesteckt hat. Aber was heisst Knochen? Es sind ja nicht nur *disiecta membra*, nur wild und sinnlos verstreute Knochen aus der Steinzeit auf uns gekommen. Mit grosser Umsicht zu Grabe gelegt haben diese unsere ältesten Vorfahren – oder Verwandten – ihre Toten. In den Höhlen des Moustérien vor allem haben die Neandertaler ihren Verstorbenen alles mitgegeben, was kein Toter mehr braucht, wohl aber ein traveller

in die schwierigen und gefährvollen Unvorhersehbarkeiten des afterlife. Ähnlich fasst der deutsche Paläontologe Alfred Rust seine Forschungen über die Neandertaler zusammen: »Man gab den Toten zur Fahrt in die ewigen Jagdgründe, in ein Reich, in dem vielleicht eine Gottheit ihren Sitz hatte, Steinwerkzeuge, wahrscheinlich auch Waffen aus organischem Material und Wildstücke als Wegzehrung mit auf die Reise.«

Dem höchst berühmten, dem weltberühmten Theologen Hans Küng haben solche Entdeckungen in steinzeitlichen Höhlen einen echten theologischen Hurra-Schrei entlockt:

»Schon der Neandertaler glaubte an ein Fortleben nach dem Tod!«

Ohne Zweifel. Die Frage ist nur, an was für ein Fortleben er glaubte. Höchst wahrscheinlich nicht an jene ewige Seligkeit, die Hans Küng in seiner progressiven christlichen Nächstenliebe allen Menschen ohne Unterschied verheißt. Doch das wissen wir nicht sicher, weil keine schriftliche Überlieferung so weit zurückgeht und die Neandertaler ausgestorben sind. Vielleicht waren sie ja auch gar nicht unsere Vorfahren.

Ganz und gar nicht ausgestorben sind dagegen unsere unverleugbaren Ahnen, die Alten Germanen. Was haben sie empfunden, wenn sie jene »Reise« antreten mussten, die so manche vor ihnen, und die auch wir, unverleugbar ihre Nachfahren, nach ihnen antreten müssen?

Zeit für eine historisch einmalige Vergangenheitsbewältigung. Erstmals kein Bekenntnis der Schuld, sondern etwas viel tiefer Sitzendes, Beklemmenderes. Etwas, was kein Mensch bei unseren Ahnen erwarten würde.

So wisset denn: die Alten Germanen hatten Angst.

Nicht vor dem Sterben, weiss Gott nicht. Todesmutig haben sie sich in die Speere der Feinde gestürzt, damals im Teutoburger Wald. So todesfreudig wie, auf der Gegenseite, ihre römischen Feinde: »dulce et decorum est pro patria mori«. Trotzdem hatten unsere Ahnen Angst. Nicht vor dem Tod, sondern vor dem, was nachher kommen könnte. Vor dem »something after death«. Vor dem *Après-Teutoburg* hatten sie Angst. Wie Shakespeare vor dem *Après-Helsingør*.

Unsere sonst so tapferen Ahnen hatten Angst vor der »Hel«. Sterben hiess eben nicht nur sterben. Es hiess »zur Hel fahren«.

Wie? Deshalb brauche doch kein echter Germane Angst zu haben vor der »Hel«, das wurde einer neugermanischen Generation vor gar nicht allzu langer Zeit nachdrücklich eingetrichtert. Hel – manchmal auch Helheim geheissen – sei gewiss der Name für den Ort, wo die verstorbenen Germanen weilen. Es sei auch der Name der Göttin, die dort über die Abgeschiedenen wacht. Und gewiss komme von der »Hel« unserer heidnischen Vorfahren der deutsche Name der christlichen Hölle. Aber eben das sei die Hel nicht gewesen. Keine christliche Hölle, kein Ort für jene perversen

Torturen im Jenseits, die erst die böse katholische Kirche erfunden habe, um ihre verängstigten Gläubigen einzuschüchtern. Nein, kein Ort der Strafe, keine Hölle sei Helheim, sondern eine Nachwelt, die allen offen steht und in die nicht nur die Bösen kommen, sondern alle. Auf jeden Fall wir Germanen alle.

Umso schlimmer!

Manches Bildungsbürgers Geist mag, wenn er Hel hört, gleich nach Walhöll (Walhalla) weiterwandern. Aber Walhalla war, mit und ohne Wagner, die allerletzte germanische Erfindung. Wahrscheinlich erst nach dem 10. Jahrhundert, als der heilige Bonifatius die heidnischen Eichen in Deutschland schon abgeholzt hatte, als manche Germanen schon hinaufwollten in den christlichen Himmel, da erst hat die religiöse Phantasie unserer Ahnen für die allertapfersten der gefallenen Helden eine besonders schöne Halle eingerichtet. In Helheim noch zuerst. In einer Translokation, wie sie in der Religionsgeschichte nicht selten geschieht, wurde diese verspätete quasi-christliche Heldenhalle noch später dann in Odins Himmel hinaufkatapultiert.

Das war auch nötig. Denn wo liegt Helheim? Besser gefragt: Wo ging's nach Helheim?

Nordwärts!

Verständlich, dass die Alten Germanen ihren Verstorbenen noch mehr Waffen, Werkzeug und Wegzehrung mit ins Grab gaben als zuvor die Neandertaler schon. Was dem toten Germanen im Jenseits als travel

bevorstand, war nämlich eine Expedition, an der noch im Jahr 1908 ein Frederick Cook samt seinen Eskimos scheitern wird.

Nordwärts, immer weiter nordwärts!

Durch gespenstisch in die Irre führende Nebelbänke, durchs tödliche Eismeer, quer durchs Reich der unheilvoll drohenden Frostriesen, zum Schluss über den grausigen Todesfluss Gjöll immer weiter nordwärts. Schon sind wir fast am Ziel, da reckt sich zähnefletschend vor uns, mit infernalischem Gebell, der vieläugige Höllenhund Garm. Der tut uns aber nichts. Germanische Hunde tun niemandem etwas. Will Garm, wie alle germanischen Hunde, nur spielen? Nein, er hat den Auftrag, uns alle hereinzulassen nach Helheim – aber keinen von uns wieder hinaus.

Im Permafrost des allernördlichsten Nordens ein allerletztes Problem: Wo ist eigentlich die Tür zu Helheim? Obwohl in der Unterwelt gelegen, hat Helheim nämlich durchaus eine Tür. Und, würde Voltaire sagen, »sogar Fenster«. Doch die sind alle nach Norden ausgerichtet. Damit kein Sonnenstrahl je hineinleuchte. Und aufgepasst an der Tür. Die Schwelle hat einen unheimlichen Namen: »Fallandaforad«. Das heisst »Fallende Gefahr«. Über sie geht es im Stabreim hinein in »Hels hohe Halle«.

Aus abertausend Schlangenleibern gepresst sind die Wände des riesigen Thronsaals, in dem die Göttin des Jenseits unser nach dem Tode harrt. Zweifarbig schimmert ihr grausiges Angesicht: die eine Häl-

te hellhäutig, als wäre sie lebendig. Die andere Hälfte blauschwarz, als wäre sie tot. Zu ihrer Rechten ihr blutiger Bruder, der Wolf Fenrir, zu ihrer Linken ihre giftige Schwester, die Riesenschlange Jörmungandr. Das sind die drei entsetzlichen Geschwister, von denen schon die ältesten germanischen Sagen prophezeiten, dass durch sie »grosses Unheil und Unglück kommen wird«. Sie sind das dreifache Empfangs-Komitee, das uns Germanen in Helheim willkommen heisst.

Kein Ort christlicher Strafe für besonders verstockte Sünder? Nein, wirklich nicht. Ein Ort für alle, jedenfalls für alle jene, welche die schaurige Expedition durch Düsternis und Frost existent – um nicht zu sagen: lebendig – überstanden haben. Uns alle empfängt die göttliche Hel mit einem altgermanischen Willkommens-Gelage.

Gelage?

»Eljudnir« heisst die Halle, in der aufgetischt wird. Manche übersetzen das mit »Elend«, andere mit »Schneesturm«. Es schneit aber nicht hinein nach Eljudnir. Vielmehr rieselt aus dem altgermanischen Schornstein giftiger Regen auf die verstörte Tischgesellschaft herab. Der lange Tisch, an dem die Ankömmlinge nach den grausigen Strapazen der Reise sehnsüchtig der Stärkung harren, hat einen Namen, welcher der Übersetzung nicht bedarf. Er heisst »hungr«. Da können sie lange auf Erquickung warten, die Alten Germanen an ihrem Hungertisch in Eljudnir. Das liegt vor allem an der Bedienung. Der Kellner in Helheim macht nämlich seinem Namen alle Ehre: »Gan-

glati« heisst »Fauler Sack«. Es geht auch nicht schneller, wenn ihm Hels Magd an die Hand geht. Ihr Name ist »Ganglot«. Das heisst »Faulenzerin«. Am besten noch gefällt es in Eljudnir dem Drachen Nidhögr. Er hat den Auftrag, vor aller Augen die Leiber verstorbenen Mörder und Vergewaltiger zu zerfleischen.

Verständlich, dass manche unserer Vorfahren, kaum angekommen in Helheim, sich mit ihrem aus dem heimatischen Grab mitgebrachten Schwert die schrecklichsten Wunden selber zufügten. Um als Helden anerkannt zu werden und somit, jedenfalls in spätheidnischen Jahren, Eingang zu finden in Helheims Bankett-Saal 1. Classe: nach Walhöll (für Bildungsbürger später zu Walhalla veredelt). Dort freilich nahmen sie die Walküren in Empfang. Die müssen wir uns vorstellen mit dem robusten Charme von Lufthansa-Hostessen. Begabt mit dem sicheren Misstrauen der Frau vor männlichen Heldenallüren, sonderten sie die falschen germanischen Helden – das heisst die meisten – wieder aus und schickten sie barsch an den Hungertisch nach Helheim zurück. Auf die ganz wenigen echten Helden freilich wartete in Walhöll ein anderes Menu als an Hels Hungertisch: Eberbraten und Met bekamen sie, soviel sie wollten, vorgesetzt. Aber nicht etwa zum Vergnügen. Vielmehr als Stärkung für die heldenhafte Teilnahme am bevorstehenden Gemetzel des Weltuntergangs Ragnarök.

Wie für die vielen falschen germanischen Helden, so gab es auch für alle jene, die nie aufs Schlachtfeld

gezogen waren, für Zivilisten also wie dich und mich, vor allem natürlich für unsere Ahninnen, die alten Germaninnen, auch noch in spätester Zeit kein Entkommen vom Hungertisch in Helheim. Wenigstens blieb ihnen der Untergang im Massaker von Ragnarök erspart. Statt dessen war den zivil Verstorbenen etwas recht Ähnliches beschieden wie die katholische requies aeterna. Stattgefunden hat die ewige heidnische Ruhe in Hels Schlafsaal. Die aufgereihten Ruהלager dort hiessen »kor«, auf deutsch »Sarg«. Waren alle in ihre Säрге gebettet, so pflegte die Göttin selber den Bettvorhang in Helheim zuzuziehen. Das war der schicksalhafte Vorhang »Blikjandabol«, auf deutsch »Blinkende Katastrophe«.

Es gibt nur eine exakte Wissenschaft von der Religion. Das ist die Geographie. Eismeer, Schneesturm, Frostriesen und als letztes Daheim die Schlangengruft Helheim: Offenkundig haben unsere Ahninnen und Ahnen, die Alten Germaninnen und Alten Germanen, selbst wenn sie die Reise ins Jenseits antraten, unter jenem nordischen Klimaschock gestanden, der auch Hamlets dänische Albträume spürbar prägt.

Aber sind sie denn wirklich unsere Vorfahren? Wie kommt es, dass wir so wenig über sie wissen? So wenig von ihnen wissen wollen?

Unsere Vorfahren sind sie schon. Aber nur dem Leibe nach. Und was bedeutet uns Modernen schon die leibliche Herkunft! In dieser Hinsicht geben wir uns erstaunlich geistig. Unsere spirituellen Vorfahren

aber, so lehrt uns unser Doctor Eugen Drewermann, das sind die Alten Ägypterinnen und Alten Ägypter.

»Ich steige hinab in die Barke der Sonne«, unter diesem verlockenden Titel lädt er uns ein ins altägyptische Afterlife. Das Titelbild seines Buches zeigt Afrikas glühende Sonne, wie sie in einer Art tropischem Alpenglühn hinter allen Palmen des Niltals über der Wüste des Westens romantisch untergeht. Tatsächlich betragen die sommerlichen Durchschnittstemperaturen in Kairo 36,5 Grad. Im Schatten. Nach den eisigen Erfahrungen auf dem urgermanischen Treck nach Helheim lässt das, nicht nur für unsere spirituellen Ahnen, sondern auch für uns selbst, ihre spirituellen Nachfahren, auf eine unvergleichlich schönere Reise ins Jenseits hoffen. Wer möchte da nur einen Augenblick zögern, an Drewermanns altägyptischer Expedition ins Jenseits teilzunehmen? Wer möchte nicht, unter seiner spirituellen Supervision, als »wahrhaft königlicher Mensch« den »Sieg der Liebe über den Tod« erleben? Und in den »zeitlos zauberhaften Sinnbildern der Alten Ägypter« sich hinkuscheln an den Busen der Himmelsgöttin Nut? Und »unter der zitternden Zärtlichkeit des Lichts« an seiner Seite Platz nehmen »in der Barke der Sonne« (Eugen Drewermann)?

Aber halt! Nicht so schnell!

Keiner geht ein ins altägyptische Himmelreich, er sei denn vorher zur Mumie erstarrt. Dafür aber brauchen wir viel Geduld. Zwei Monate dauert es schon, bis wir zur Mumie fertiggewickelt sind.

Zuerst das Gehirn. Das können wir nicht mitnehmen in die Barke der Sonne. Mit einem etwa vierzig Zentimeter langen Haken zermantscht uns der Einbalsamierer das Gehirn so lange, bis es uns aus den Nasenlöchern herausrinnt. Und wie das Gehirn, so alle inneren Organe ausser dem Herzen. Ein chirurgisch gekonnter Schnitt in den Bauch: Leber, Darm und Magen, kommt alles für die Ewigkeit, sorgfältig eingewickelt, in einen Topf genannt Kanopenkrug.

Wir sind jetzt erst am Anfang. Zuerst duftendes Salböl ins leere Gehirn gegossen. Dann wochenlang die ganze Leiche in Natronsalz gepökelt und so – bei dem trockenen Wetter in Ägypten – unverwesbar ausgedörnt. Dann köstlicher Nilschlamm in den entleerten Unterleib gefüllt. Bei einem Pharao wird der Bauch sodann mit einem goldenen Blech verschlossen. Bei uns wird er ganz unzeremoniös wieder zugenäht.

Jetzt sind die Augen dran. Mit der Austrocknung des Leichnams sind auch sie zur Unkenntlichkeit geschrumpft. An Stelle der Augäpfel bekommen wir deshalb herzige kleine Zwiebelchen eingesetzt.

Hernach wird uns ein Stock vom Brustkorb bis ins Gehirn gepresst. Das erleichtert die eigentliche Arbeit des Mumificators. Wenn der Kopf nicht, wie bei Toten sonst, hilflos herumbaumelt, kann die Leiche besser eingewickelt werden.

Über den Umfang der Wickeltücher finden sich bei Ägyptologen die unterschiedlichsten Angaben: Manche sprechen von 150 m Tuchbahn, andere von 375 m²

Wickelstoff. Jedenfalls werden wir total eingewickelt. Nicht zu vergessen die vielen kostbaren Amulette, die zum Schutz der Mumie miteingewickelt werden. Die ganze Arbeit dauert vierzig bis siebzig Tage. Von den erlesenen Salben, Harzen, Ölen, mit denen wir im wahrsten Wortsinn einbalsamiert werden, zu schweigen. Die rheinische Frage drängt sich uns auch am Ufer des Nils längst auf:

Wer soll das bezahlen? Wer hat soviel Geld?

Herodot, der griechische Reiseschriftsteller des 4. vorchristlichen Jahrhunderts, beziffert die Kosten einer Mumifizierung auf ein Talent. Das sind 37,5 Kilo Silber. Für den Pharao selber eine Petitesse. Gerade noch erschwinglich für seine Beamten und Höflinge. Und für manche reichen Geschäftsleute in Alexandria, in Memphis. Aber die andern?

Zu unserer Erleichterung fügt Herodot hinzu, mancherorts in Ägypten sei die Mumifizierung neuerdings etwas billiger geworden. Von Schnäppchen-Mumien zu Discount-Preisen weiss er zu erzählen. Von Volksmumien, bei denen gewiss am Wickelstoff gespart wurde.

Richten wir jetzt unsere Augen, oder besser: unsere Zwiebelchen gläubig nach oben. Empor zu ihm, der uns einbalsamiert hat.

Ist das ein Mensch oder ein Tier? Eine Anubis-Maske ist es, die der Priester zu den feierlichen Momenten der Mumifizierung trägt. Das ist der blauschwarze Kopf eines Schakals. Auf unzähligen Grabmalereien

beugt sich der göttliche Schakal über die einzuwickelnde, einzubalsamierende Leiche.

Henri Nannen, der Begründer der Illustrierten Stern, pflegte seinen Reportern nur *ein* Prinzip einzutrichtern. Dies aber unaufhörlich: »Das Bild darf nicht das Gegenteil vom Text besagen.«

Auf unzähligen heiligen Papyri ist zu lesen, wie liebevoll Anubis, der Schakalgott, die Toten einbalsamiert, wie treusorgend er ihnen sodann als Führer vorausgeht in die Unterwelt. Leider zeigen die Grabmalereien das Gegenteil. Betrachten wir nur das bekannteste Bild des Totengottes. Sennedjem, ein Grabmaler der 19. Dynastie, hat es gemalt. So schön als möglich hat er, für sein persönliches Grab, den Gott Anubis dargestellt, wie er sich über seine, Sennedjems, Mumie beugt. Doch alles ästhetische Bemühen des Künstlers ist vergeblich: Selbst auf diesem Bild, auf andern noch weit schauriger, beugt sich der Schakalgott über die Leiche, als ob er sie fressen wolle.

Canis aureus lupaster! Das ist der Name des ägyptischen Schakals, und aureus heisst goldgelb. Warum dann ist sein Maskenkopf in allen Grabmalereien blauschwarz? Weil er ein Aasfresser ist, und Aas wird in der Wüste blauschwarz.

Das Tier der schwarzen Nacht ist der ägyptische Schakal. Der nächste Verwandte des reissenden Wolfs, des heulenden Kojoten. Der nächtliche Leichenflederer, der Räuber der Grabstätten, welche die Ägypter am Rand der westlichen Wüste anzulegen pflegten.



Hans Conrad Zander

Warum ich unsterblich bin

eBook

ISBN: 978-3-641-09332-7

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: Mai 2013

Unerschrockenheit im Angesicht des Jenseits – ein Plädoyer für die göttliche Phantasie

Unmittelbar vor seiner Hinrichtung im Staatsgefängnis von Athen unternahm Sokrates das „wunderbare Wagnis“, sich sein Leben nach dem Tod bildhaft vorzustellen. In ähnlicher Weise ist Dantes „Göttliche Komödie“ der klassische Versuch, das Jenseits mit den Mitteln der christlichen Glaubens-Phantasie vorwegzunehmen. Für Hans Conrad Zander bietet das moderne Weltbild mit seiner grenzenlosen Weite und Wucht eine viel bessere Vorlage für religiöse Jenseits-Vorstellungen als das eng geschlossene mittelalterliche Weltbild Dantes. Im Sinne von Sokrates und Dante wagt Zander es in diesem Buch, die fabelhaften Lebensmöglichkeiten zu erkunden, welche die göttliche Schöpfungsphantasie für uns im Jenseits bereithält.

Das Buch ist ein provozierendes Bekenntnis zur Unsterblichkeit jedes einzelnen Menschen.